

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

214 (16.9.1925) Die Mußestunde

dafür Opium kaufen. Aweichu ist eine Provinz, in der eine Bevölkerung von 7 Millionen keine andere Ausfuhr kennt als Opium; es versorgt auch noch die benachbarten Provinzen mit Gift. Die Schwunghaft der Opiumhandl in China betrieben wird, zeigte eine Bemerkung des Rev. Darlington, der in der benachbarten Provinz Szechwan Missionar ist. „Gegen 164 Tonnen Opium kamen im vergangenen Jahre durch die Stadt Wanchien,“ sagte er. „Die Ladungen wurden durch Regierungssoldaten geleitet, und jedes Opiumpaket war mit einem Siegel des Internationalen Bittros zur Bekämpfung des Opiumhandels verschlossen.“

Der Häuptling. Als der nordamerikanische Staat Oklahoma in den Bund der Vereinigten Staaten eintrat, kam auch ein großes Gebiet der für die Indianer reservierten Landesteile unter amerikanische Oberhoheit. Bei diesen Indianern herrschte noch Vielweiberei, und der Häuptling dieses Stammes, Wu ga-lee (zu deutsch: Mut-ohnegleichem), sollte sogar sechs Frauen sein eigen nehmen. Die mit der Verneinung des Indianerterritoriums beantragten Beamten mußten nun auch hier mit der schönen Indianerfille auf-räumen und luden als ersten den Häuptling Mut-ohnegleichem vor das Bezirksgericht. Der Häuptling Mut-ohnegleichem erschien, bunt bemalt und von oben bis unten mit Federn besetzt. Der Polizeirichter fragte ihn: „Wist du der Häuptling Mut-ohnegleichem?“ Stolz und blühenden Auges sah sich der Indianer um und nickte würdevoll mit dem Kopfe: „Der bin ich.“ „Dann höre zu, Häuptling: Mir ist berichtet worden, daß du sechs Frauen hast, und es ist meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen, daß dies gegen das Gesetz unseres Landes ist. Du darfst nicht mehr als eine Frau haben. Die nordamerikanischen Behörden werden dich jetzt dafür nicht bestrafen, obgleich du gegen die Gesetze verstoßt; aber du mußt jetzt in deinen Wigwam gehen und die Frau auswählen, die für immer und alle Zeiten dein einziges Weib bleiben soll. Den anderen Frauen mußt du sagen, daß du mit ihnen nicht mehr leben kannst, daß du nur ein Weib haben darfst und daß sie alle ihres Weges gehen müssen. Sage ihnen, daß du künftig nur der Gatte einer Frau, die du erwählst, sein darfst. Als der Polizeirichter geendet hatte, sah ihn der Häuptling Mut-ohnegleichem mit einem langen Blick an, dann sagte er: „Sag du ihnen!“

Bücherschau

Sämtliche hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Wlterstraße 48, Karlsruhe, zu beziehen.

Neue Bücher vom Ariea.

Eine Sonderstellung im Ernst-Odenburg-Verlag nimmt die kürzlich erschienene Schrift des ehemaligen thüringischen Polizeiobersten Müller-Brandenburg: „**Von Schleifen bis Ludendorff**“, eine Schrift, die das militärische Problem des Zusammenbruchs richtig anpaßt und mit eigenen Gedanken verarbeitete, die jedoch wegen der persönlichen Note, die ihr der Verfasser aufgedrückt hat, kaum einen Anspruch auf Verbreitung im republikanischen Deutschland machen kann. Müller-Brandenburg war nie „zünftiger Militär“: er hat nie das Handwerkszeug des Berufsoffiziers, des Kriegsakademikers und Generalsstablers besessen, sondern sich seine taktischen, operativen und kriegsgeschichtlichen Kenntnisse als „Duföder“, als Einjährigler, Manöverberichterstatler und Vortragschef des Wehrvereins“ angeeignet. Um jedoch der deutschen Arbeiter-schaft und der republikanischen Jugend auf dem Gebiete der Weltkriegspolitk und der Wehrpolitk Führer zu sein, dazu gehört nicht allein ein Maß von Wissen, sondern auch ein Charakter.

Müller-Brandenburg hat seine Sache, die Sozialdemokratische Partei verraten in dem Augenblick, als sie sich unter der „Reichswehr-Exekution“ in tiefster Not befand. So bedeutet die Publikation Müller-Brandenburgs nichts anderes wie ein Rückzugsgefecht dieses wandlungsfähigen Strategen nach seiner Offensive aus dem „Wehrverein“ und dem „Alldeutschen Verband“ zur Sozialdemokratischen Partei und wieder zurück auf eine rückwärtige Stellung im Zeichen von „Schwarzweißrot“. Das Buch ist leider im Ernst-Odenburg-Verlag erschienen: sonst läge wohl zur Besprechung kein Anlaß vor. Trotz alledem: Hände weg von dem Strategen Müller-Brandenburg! Hermann Schüssinger.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsruderei Volkstreu und G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Rätsel

Der erst' und zweiten Seitenpaar
Wirft du als ein Geschöpf gewahr,
Das gern sich in die Wüste schwingt
Und froh ein murr'nes Liedchen singt.

Der dritt' und vierten Paar ergibt,
Was oft zu tun der Jäger liebt,
Und auch im Kriege der Soldat,
Wenn sich das Heer des Feindes naht.

Des Ganzen heitre Lustbarkeit
Fällt in die schöne Sommerzeit,
Und wer Geschicklichkeit dort zeigt,
Empor zu hoher Würde steigt.

Auswahl-Rätsel

Reben, Ruth, Kabe, Delta, Aetna, Unse, Iael, Rente,
Meitenstein.

Diesen Wörtern sind zwei oder drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. Wenn es die richtigen sind, so ergeben diese zusammengesetzt einen Zuruf an unsere geschätzten Leser.

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 37. Woche

Rätselauslösung:

Unaufhaltsam rollt zu Tal der
Waldbach über Fels und Wehr,
Städte grüßend, Städte meidend,
Rastlos fort zum ew'gen Meer.
Unaufhaltsam rollt das Leben
Rastlos fort durch Lust und Leid,
Tinden, Grüßen ist's und Scheiden
Bis ans Meer der Ewigkeit. M. Kriesche.

Zahlenrätsel: Rubens, Ohio, Siederemann, Medea, Erika, Rom, Sibirien, Segel, Ostern, Libelle, Moses. Kosmersholm.

Richtiges Rätselauslöser: Anton Laufer, W. Minnes, Anna Ammer, Olga Bergmann, Sella Daniel, Karlsruhe.

Witz und Humor

Empfindlich. „Wissen Sie, mit mein'm Mann is wees Zott kein Auskommen. Die ewige Anshauserei. Ich bin alle Abends stochweiser!“

Schmerz zu erfüllen. Gefängnisdirektor: „Sie wollen Ihrem Beruf entsprechend beschäftigt werden? Was sind Sie denn?“ — Gefangener: „Tanz- und Anstandslehrer.“

Kindermund. Der kleine Fritz (zur Tante, die zu Besuch gekommen ist): „Tante, mach doch mal deinen Mund auf!“ — Tante: „Aber warum denn, lieber Fritz?“ — Fritz: „Papa sagt, wenn du den Mund aufmachst, ist gleich die Klatscherei fertig.“

Vorsichtig. Zwei Brüder haben zwei Schwestern geheiratet. Als die Schwiegermutter starb, telegraphierte der älteste: „Schwiegermutter gestorben. Was tun? Begraben oder verbrennen?“ — Der Bruder antwortet: „Beides. — Sicher ist sicher!“

Er hat recht. „Hui!“ sagte ein junger Mann zu einem Berliner Schusterjungen, der sich die Nase mit der Hand pukierte, „wer wird denn dazu die Finger gebrauchen!“ — „Mit der Beene kann ich mir doch die Nase nicht puken!“ sagte der Schusterjunge.

Jevaris und Empfehlung. Seit zwei Monaten litt meine Frau an Heiserkeit und Wehwerden beim Sprechen. Seitdem sie Ihr Mittel genommen hat, kann sie fast gar nicht mehr sprechen. Bitte, senden Sie umgehend noch zwei Flaschen. Ihr dankbarer Alois Hinterhuber.“

Geburtsanzeige. Bei einem jungen Ehepaar waren Zwillinge geboren. Der glückliche Vater schrieb seinem besten Freunde: „Lieber Otto! Gestern beschenkte mich meine Käthe mit zwei prächtigen Knaben. Empfiehl mich, bitte, deiner lieben Frau! Dein Richard.“

Die sinnende Menschenbrust. Im österreichischen Frontkämpferblättchen ist ein Gedicht mit folgendem Anfang zu lesen: „Ein dreimal Hoch!, es gibt dem Höchsten, Was Men-sch e n b r u s t e r f i n n e n k a n n . . .“ — Mit der Brust zu sinnen ist wohl nur den kommunistischen Frontkämpfern möglich.

Die Wuchstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

Herbstgang

Ich habe mich ins freie Feld verloren,
Der Wind jagt mir den Tau um beide Ohren,
In seinem Pfeifen spricht zu mir die ganze Welt.
Die Tannen wiegen sich mit Haupt und Hüften,
es saßt durch Stoppeln, steigt empor an Klüften,
in blauen Schleieren tanzt der Herbst vor Feld zu Feld.

Die Wolkenherden kommen grau gezogen,
umgeben das Dorf in einem weiten Bogen,
das grünerdunkel in der Sonne träumt.
In meinen Sinnen duftet's wie in Scheuern,
ich seh mich gleich dem braunen Grund erneuern
und fühle, wie der Früh in meinen Adern säumt.

O Erde, Garten aller Gärten,
O Welt und Weg und schönste aller Fährten,
Woß, wer mit dir lebt, lebt des Schöpfers Tage.
Er mag im Frühling mit der Sonne pflegen,
im Herbst sich an der Erde Frucht veranlassen,
denn Ernte ist der Arbeit allerhöchste Plage!
Julius Zerfas.

Die weißen Gespenster

Von Henri Barbusse

Berechtigter Uebersetzung aus dem Französischen v. Joh. Kunde
„Ducuir da la Rosa oder Ducuir de la Stella hieß er: beides Namen, die ihm als Halbfranzosen und Halbspanier kennzeichnen. Im übrigen alich er mit seinem Rajeninken, der gleichsam geschwollenen Rieferpartie, dem Alcarrazateint, den tiefstehenden Augen und dem Schnurrbart einem Türken. Dieser Bart bildete ein flüchtig hingeworfenes Dreieck über tomatenfarbigen Bananenlippen.“

„Möchte er aussehen, wie er wollte“, fuhr Burnat fort, „ich brauchte damals keinen anderen Gefährten oder Freund. Wir horsteten in irgend einer spanischen Sierra, am Saum eines über dem Abgrund schwebenden Dorfes — zwischen einem Himmel, der mit anderen Sternennarabesten geschmückt war als unserer, und einer Erde, die auch eine ganz andre Spezies Menschler seitigte als jene, die auf unserer Globushälfte lebt und gebeißt. Caballero Ducuir und ich suchten unsere Aufgabe darin, uns als Agenten zwischen Indianern und den Kaufleuten der großen Zentren zur Geltung zu bringen; wir makellen, waren ein bishen Geschäftsziehende und Advokaten; erleichterte die Harmlosigkeit der Indianer unsere Arbeit, so vermindernden die hohen Forderungen unserer stillstehenden Zukunftsweisen verteuert unsere Gewinne. Na kurz — ich will nicht näher auf den Betrieb eingehen und Euch nicht einen Handel detaillieren, auf den ich selbst mich nicht immer verstand (übrigens Jesse ich Euch wohlwollend davon in Kenntnis, daß alle diese Sachen verjährt sind) — also wir lebten damals so!“

Man konnte an derartiger Existenz viel Kritik üben; aber sie nicht einödnig schelten. Ich saae das weniger wegen der Kleinheit, gleichsam militärischen Expeditionen, zu denen uns der Beruf zwang, mich und den guten Ducuir de la Sierra, dessen Augen wie zwei falsche Glasperlen aus lauthutrottem Gesicht blinnten.

Nein, mehr wegen der Gespenster und Briganten. Der Distrikt wurde tatsächlich von Gespenstern heimgesucht. Zahlreiche Zeugen bestätigten die Identität dieser Phantome. Sie waren nichts anderes als die einigt im Kloster beerdigten weißen Kapuziner. Auf diesem Block stand jetzt das Dorf. Obgleich von der heiligen Karamanjeri nur wenige Arkaden

und kleine Säulen, elende Stümpfe in feinerem Kiefer, übrig waren: der Bau mußte imposant gewesen sein. Ohne Zweifel wir lebten buchstäblich über der Gräberstadt, wo die alten Mönche ihr totes Dasein gelebt hatten.

Und sie wurden nicht müde, gerade dagegen durch nächtliche Prozessionen wirkungsvooll Einspruch zu erheben. In der Sieblung, deren Göße wir waren — sie nannte sich „Papa-gegendort“ — gab es wenig Leute, die nicht mal um Mitternacht Bläse weicher Schatten gesehen hätten: sie wollten hinaus auf das durchfurchte Gräberfeld, das nur noch die Gebeine umschloß. . . . In diesen Situationen Erfahrene hatten ange-raten, man solle die gespensterhaften Besucher nicht in ihre düsteren Ruhestätten zurückgeleitet seien, keinen Laut von sich geben, keinen Finger rühren, sich ganz still verhalten.

Denn wenn die heiligen Geister ihre Unzufriedenheit über die ungläubige Verwertung ihrer einstigen Behauung durch das platonische System wiederholten verächtlichen Erscheinens kundtaten, so liebte sie nach dem Urteil von zwei Saduperkändigen durchaus nicht mit sich spaßen, wenn man sie bei ihrem Gesamtantritt auf Erden hörte. . . .

Ihr seht, ich betrachte die Sache von der lustigen Seite. Warum? Ich habe keine Furcht vor Gespenstern. Spiele mich auch nicht auf den Ungläubigen hinaus, aber — ohne übertriebene Angst — begnüge ich mich im Fall eines Zusammen-treffens mit den üblischen Gebräuchen. Die beiden Male, wo ich am nächtlichen Horizont wie Nebelwaden die Kapuziner-gesellschaft vorüberziehen sah, hätte ich mich, wieviel Geräusch zu machen; weiter nichts.

Aber wie anders gebärdete sich dabei mein Genosse! Ducuir de la Rosa, von dem ich sprach! Dieser Mensch hatte eine sinnlose Furcht vor Geistern und Gespenstern. Ich werde niemals das Raftangettengelapper seiner Zähne vergessen und die Klöcklichkeit, mit welcher sein röllisches Gesicht — bei einer dieser Begegnungen, wo er mich begleitete — eine bleiche Schädelfarbe annahm. Erinnerung mich auch noch des fieberhaften Zitterns, welches seine Hand befiel, während er mich am Arme packte, als wollte er ihn brechen.

Ich möchte später noch so sehr, bald wisia, bald arob, über seine Gespensterfurcht spotten, er antwortete mit stumpfsinnigen Gegenbehauptungen und den abgeschmacktesten Geschichten. Seltsame Betirrung eines Burfschen, dem bei soniel anderen Vorkommnissen praktischer Natur ein solcher Wink genügt, um die schwierigsten Kombinationen zu verstehen! . . .

Reizte ich ihn zu sehr, dann rüchlet er auf mich sein rotes Gelschaupt, das vor Wut schäumte, und erwiderte, daß ich, meinstells, unbändige Angst vor Briganten hätte.

Teufel! Dbiot wäre man gewesen, wenn man die Räuber nicht fürchtete!

Die Räuber, Berebrter, sind keine angenehmen Herren, ganz sicher nicht. Aber die Wegelagerer in diesem Lande und besonders zu jener Zeit, waren die unglücklichsten und gefährlichsten Kreaturen, die man sich vorstellen konnte. Sie besaßen eine Fäähigkeit, in der ganzen Gegend — Nütliches und Ueberflüssiges —, was sie brauchten, zu stehlen, daß es wahn-sinnia machen konnte, denn sie waren niemals zu erwischen. Ja, mein Vester, seit Jahren operierten sie so des Nachts; raubten dem einen den Sattel, dem andern eine Waffe, dem ein Subn; niemals hatte das Opfer oder irgend ein Nachbar einen auch nur gesehen. Bloß nach dem Umfang ihrer Bezaeben und nach den vorgefundnen, am hellen Tage aber wieder verlorenen Spuren konnte man sich Rechenschaft darüber ablesen, daß man es mit einer wirklichen Bande zu tun hatte. . . . Man mochte vom Spiel des Zufalls reden — es war aber eine ver-dammte Wirklichkeit. . . .

Unter solchen Umständen mußte man schon so gründlich und hochgradig beschränkt sein wie Sennor Ducuir, um sich wegen harmloser Kapuzinerdemonstrationen, welche die Phantome ihrer Gräber im Weichbilde unseres Nestes suchten, Ge-

denken zu machen — mehr Gedanken als wegen der arbeitsbaren Missetaten der Räuber in Fleisch und Blut.

Als ich gerade eines Abends an der Schlucht der „Erlöschenen Berge“ dabei war, meinen Kameraden zu beschämen, daß er in solchem Maße der Sklave des Lebernatürlichen sei, öffnete er, statt einer Antwort, nur den Mund und zeigte mit dem Finger auf etwas, das sich auf dem einsamen Felsenarat, fünfzig Meter von uns, hindewegte. . . .

Da waren sie! Weiß wie Papier und leicht wie zerflatternde Wölflinge huschten sie in langer Reihe vorüber. . . .

Ein Ach! des Entsetzens seitens Ducuir de la Kofes, und er maß vor Schreck den Boden. Ich aber landete empört ein gellendes Gelächter zu den Sternen.

Ducuir nahm diese Fälschung kaum wahr, da packte es ihn wie ein Todeskrampf. Ich sah die hiedrigen Wattenmänner Salt machen.

Dann schwebten sie leise weiter. . . . Ich wollte mich auch entfernen, aber mein Ducuir hatte sich in diesem Moment erhoben, sich an meinen Hals geworfen und mich beschworen, mir keine unmittelbare Strafe wegen Heilnaischändung auszusuchen. . . . Ich konnte nicht mehr an mich halten und schloste ein grenzenloses Gelächter in die abendliche Sternendrucht der Sierra.

Darauf machten die gespenstischen Kapuziner energisch kehrt und strebten auf mich zu, an den Ducuir sich anklamert hatte, wie ein bereits Ertrunkener an einen Balb-erwürgten.

Berserkhaften! Je mehr sich diese zerfliehenden Geister über Enotivoogel, der ich nun mal war, näherten, umso mehr überzogen sich seltsame Einzelheiten. Ich unterscheidete den härm näselbeschlagener Soblen, einige hörbar werdende Laute schienen an Flüche meines Adoptivvaterlandes zu erinnern.

Und das Geklapper? . . . Gerechter Himmel! Im vagen Nicht der Dämmerung sah ich, daß die Phantome die genaue Nachbildung jener Dietriche in den Händen hielten, welche in der alten wie in der neuen Welt in Gebrauch sind.

Und in zehn Sekunden begriff ich, was ich während zehn Jahren nicht verstanden hatte: das waren die Räuber!

Ich sammelte: „Das sind die Banditen!“ Meine Arme sanken schlaff herab, große Schweißperlen rannen über mein Gesicht. . . .

Und Ducuir? Ihr werdet hundert zu eins vermuten, was dieses dunkle Individuum tat. Seine Lebensgeister waren wieder erwacht bei dem Gedanken, daß das, was er für übernatürlich gehalten, etwas sehr dümm Menschliches war; und im Augenblick, wo die muskelfrischen Schafköpfe uns mit dem Weingerauch ihres Atems erreichten und uns über genau mispielten konnten, da rief sich dieser wie von einem Abdruck befreite Kretin die Hände und schmetterte die Fingere eines unerhörten Gelächters in die Nacht der Sierra hinaus.

Fünf Jahre algerischer Zuchthäuser

Die meisten Deutschen sind der Meinung, daß sich nun längst keine Kricasafangenen mehr in französischen Händen befinden. Das man sich hierin aber irrt, beweist die vor kurzem erfolgte Rückkehr des Deutschhüterreichers Alois Lang, der sich von 1917 bis 1925 in der Gewalt der Franzosen befunden hat. Seine Schilderungen der Zustände in der französischen Strafkolonie Verrouaghia werfen ein acelles Streiflicht auf eine Zucht, die nicht vom Streben nach Gerechtigkeit, sondern von Haß geleitet wird und die niedrigsten Instinkte im Menschen weckt. Wenn wir den Anlagen Langs hier Raum geben, so tun wir es in dem Bewußtsein, daß solche Grausamkeit, wie sie jede Zelle unten widerspiegelt, nicht etwa dem Franzosen an sich eigentümlich ist, sondern einer Geistesverfassung entspringt, die auch bei uns längst nicht ausgerottet ist und sich z. B. während des Krieges in manchen deutschen Gefangenenlagern in furchtbarer Weise gezeigt hat.

Wir lassen den Rückkehrer nun selbst reden: Im Jahre 1917 geriet ich in den Wonsen in französische Kriegsgefangenschaft. Bis 1919 verwandte man mich beim Straßenbau und ähnlichen Kolonisationsarbeiten in Mazonklo. Meine eigentliche Leidenszeit begann, als man im Jahre 1919 die Kriegsgefangenen im allgemeinen in ihre Heimat entließ. Man suchte damals nach Gründen, um den einen oder andern am Wegkommen zu hindern. So fand man bei mir ein paar harmlose Photographien, die ich unter Duldung

der Wachen mit meiner Taschenkamera angefertigt hatte. Dies war den Franzosen ein willkommener Grund, mich vor das Militärgericht in Oran zu stellen, das mich kurzerhand wegen Spionageverdächtes zu fünf Jahren Reclusion (Zuchthaus) verurteilte. Während der Verhandlung, die nur eine Viertelstunde dauerte, konnte ich nichts zu meiner Entlastung vorbringen, da der Gerichtsdolmetscher nur schlecht deutsch verstand und ich selbst noch nicht gelaufen französisch sprach. Das Selbstmitleid bei dieser Verhandlung war, daß mein mir vom Gericht gestellter Offizialverteidiger, anstatt wissenschaftlich pro forma ein Wort zu meinen Gunsten zu verlieren, nach dem Strafantrage des Staatsanwaltes dem Gerichtshofe gegenüber bemerkte: „Ich schließe mich der Meinung des Gerichtshofes an.“ Für dieses Plädoyer wurden mir 12 Frank 50 Cents abgezogen. Ich wurde nach der Urteilsverkündung, die im Hofe stattfand, abgeführt und landete am 14. Mai 1920 in der Strafkolonie Verrouaghia, 90 Kilometer südlich der Stadt Maier, an.

Von der Liste der Lebenden gestrichen, zur Nummer gemacht, kaum notdürftig gekleidet, wurde ich zusammen mit anderen Leidensgefährten auf weit abgelegenen Farmen kommandiert. Die Bearbeitung dieser Güter, die mit unbeschreiblicher Nachlässigkeit verwaltet werden, obliegt Gefangenen. Die Verpflegung, Bekleidung und Beschäftigung dieser billigen Arbeitskräfte ist Sache der betreffenden Gutsbesitzer, die sehr reich, vielfach Millionäre sind. Sie entrichten für Mann und Tag je einen Frank fünf Cents an die französische Regierung. Es ist nichts anderes als moderne Sklaverei, was sich dort Tag für Tag wieder von der Zivilisation aufbaut.

Zur Beaufsichtigung der Gefangenen sind Wärter bestellt, zumeist Korsikaner mit großem Diensteser, aber kleinerem Herzen. Nur wenige haben Mitleid mit den in der Sonnenhitze schweißgebadeten Gefangenen. Zweimal täglich gibt es je ein halbes Liter Trinkwasser, das, halb warm, von einem arabischen Wasserträger verabreicht wird. Dazu bedarf es aber erst der Erlaubnis des Aufsehers, wehe dem, der da etwa schlecht angeschrieben steht! Der Weg ins Jenseits ist dann sehr kurz.

Vor Durstqualen und Entkräftung zusammengebrochen, kommt der Gefangene in die Infirmerie (ein provisorisches Spital), die er gewöhnlich nur auf seinem letzten Gange verläßt. Arzneien sind teuer, und der Gutsbesitzer bekommt ja für einen Frank fünf Cents neue gesunde Arbeitskräfte in Fülle und Fülle! Der Arzt sorgt seinerseits dafür, daß der unbehagliche Kranke schnell von seinen Leiden erlöst wird. . . .

Und nun zur Arbeit selbst: Kom ersten Strahl der Sonne bis zum Einbruch der Nacht durchmüht der Gefangene mit einer schweren Spichade den steinigen Boden — von den Glutpfählen der Sonne geneinigt und durch Schimpfen und Kolbenschläge der Aufseher angetrieben. Kaum daß man ihm Zeit läßt, seine magere Mittagsjuppe zu verschlingen. Man schläft in elenden Holzbaracken und Ställen, die vor Schmutz und Ungeziefer harren. Dieses verurteilt im Verein mit dem schlechtesten Trinkwasser viel Ertrankenen. Am bedauerlichsten sind die arabischen Gefangenen, die wie Tiere behandelt werden und bis zum letzten Atemzuge die harte, aufreibende Fronarbeit tun müssen. Nicht selten begleiten einzelne Subjekte des Aufsehers den Unglücklichen ins Jenseits. Haarsträubend sind ferner die Zustände auf dem Anstaltsfriedhof, einem kleinen Fleckchen Erde, mit Zypressen umäumt und Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Da täglich mindestens zwei Gefangene an Ruhr, Fieber oder Unterernährung sterben, ist auf dem kleinen Friedhof nicht im entferntesten für den rasch zunehmenden Raum vorhanden. Aus dieser Verlegenheit hilft sich die französische Anstaltsverwaltung in der Weise, daß die Verdähten nach sechs bis acht Monaten, oft noch mit Haut und Haaren, wieder ausgegraben und die Gebeine in alle Winde geworfen werden. So wird Platz geschaffen für den Nächsten. Unmöglich ist es, diesen Friedhof zu betreten, ohne auf den Gebeinen der vielfach Ermordeten zu gehen. . . .

Zwei Wochen nach meiner Ankunft in Verrouaghia wurde ich auf die Farm Ben-Hassen, 13 Kilometer von der Stadt Pajon-Carce, kommandiert. Am Fluchtversuche zu vereiteln, kettete man uns Sträflinge während des Transports zusammen, und zwar so, daß immer ein Europäer zwischen zwei Araber oder Negler kam. Im Gefängnis der Zwischenstation Bida verbrachten wir die Nacht auf bloßen Steinen liegend, ohne Decken oder dergleichen. Tags darauf kamen die Oberaufseher der umliegenden Farmen und holten sich die neuen Arbeitskräfte ab. Am 15. Tage meines Aufenthaltes auf der Farm Ben-Hassen hob ich mir einen Leistenbruch. Als ich mich deshalb krankmeldete, legte man mich in Eisen und ließ mich fünf Tage hungern. Anstatt des Essens verabfolgte mir der Chef des Detachements Futtritte, nicht ohne vorher meine Hand- und Fußketten genau unterzucht zu haben. Nach Ablauf

einer Woche wurde ich dem Arzt vorgeführt, der mich für krank erklärte und in die Zentralstation zurückbefördern ließ. Im Anstaltsspital gewährt man mir zwar etwas Ruhe, doch ließ man mir keinerlei ärztliche Behandlung zuteil werden. Der Gutsbesitzer hatte sich nämlich geweigert, an mir eine Operation vornehmen zu lassen, so sehr mich der Arzt dazu vorgezogen hatte. Nach sechs Wochen wurde ich für gesund erklärt und wieder zur Arbeit herangezogen. Im Februar 1922 wurde ich Schreiber in der Verwaltungsanstalt der Farm des Briles. Meine manehafte französische Orthographie war mir durchaus nicht hinderlich, da die meisten Aufseher selbst schlecht französisch lesen und schreiben können. Als im Frühling darauf der heiße Strohk über das Land heulte, erkrankte ich wieder, diesmal an Ruhr und Fieber. Raum war ich gewesen, warf mich ein Leber- und Milzleiden aufs Krankenbett zurück. Ich alich einem Geleht, doch wurde ich, obwohl ich zu kraftlos war, mich zu bewegen, ja selbst zu sprechen, ohne jede Hilfe mit sich selbst überlassen. Am 18. August erklärte der Arzt meinen Zustand für hoffnungslos und gab in meinem Versein den Auftrag, für mich die Totenbestattung auszustellen, meine Leiden würden höchstens noch zwei bis drei Stunden dauern. Unausweichlich haben sich diese toben Worte des Franzosen in mein Gedächtnis geschrieben, ich vernahm sie bei vollem Bewußtsein, war aber zu schwach, mich irgendwie zu äußern. Und dennoch überwand, kaum alaublich, mein Körper eine vordrängliche Kräfte, und langsam wurde mir besser. Zu jeder anderen Arbeit zu schwach, erhielt ich einen sogenannten besseren Posten im Zellengebäude. Ich mußte die Wärter bei ihren Verrichtungen unterstützen. Meine Feder sträubte sich, zu schreiben, was ich dort bei Vornahme von Korrekturenstrafen an den Gefangenen mit ansehen mußte. Diejenigen z. B., die einen Fluchtversuch unternommen hatten, wurden zu 90 Tagen Einzelhaft verurteilt. Beim Antritt dieser Strafe wurden sie von den Wärtern mit Peitschen und Gummischläuchen deartig bearbeitet, daß sie stundenlang regungslos liegen blieben. Nur jeden vierten Tag erhielten sie Nahrung. Nachts wurden sie zur Vernehmung ihrer Leiden jede Stunde aus dem Schlafe geweckt. Mitleidigen Häftlingen gegenüber wendete die Aufseher eine raffiniert-grausame Methode an, um sich ihrer zu entledigen. Sie ließen alle Abende vor dem Wächterschloß oder fünf Eimer kaltes Wasser in die Zelle schütten, um den Gefangenen das Liegen während der Nacht zu erleiden. Nach einigen Wochen dieser grausamen Behandlung sind die Glieder der Armen fast gelähmt, und nun vollenden Priael und Subtritte das grauame Werk. Man scheut selbst davor nicht zurück, dem Gefangenen eine starke Dosis Bismut oder Nierstein zu schenken, um ihn krank zu machen und zu schwächen. Neunzig Tage Zelle bedeutet für jeden Zweiten soviel wie Tod. Nur wenige, sehr kräftige und gesunde Naturen halten durch, und diese werden halb stoch aus der Zelle entlassen, um sofort wieder die schwere Arbeit in der Werkbesen aufzunehmen, der sie binnen kurzem gewöhnlich erliegen.

*

Am 25. Oktober 1924 starb mein lieber Freund und Leidensbruder A. W. aus Mekhela bei Maen. Vor seinem Tode hat er mich, an seine Eltern zu schreiben. Nach vielen Bitten bewilligte man mir dies, doch wurde der Brief nicht abgeschickt, weil ich darin seinen Eltern geraten hatte, bei der Anstaltsdirektion vorstellig zu werden, damit das Grab ihres Sohnes nicht so geschändet werde, wie dies hier üblich ist. Nun drohte man auch mir mit Einzelhaft, doch stand man hieron ab, weil in wenigen Wochen meine Strafe vorüber sein sollte und man Entlassungen von meiner Seite befürchtete. Ich hatte doch als Anstaltschreiber so viel Einflüsse in Verhältnisse gewonnen, die auch die französische Öffentlichkeit, nicht ausgenommen die Anstaltsdirektion, interessieren dürften. Man suchte mich auch durch verschiedene Vergünstigungen zu gewinnen, doch wies ich alles zurück und ermarktete geduldig das Ende meiner Lebenszeit. Am 26. Oktober betete ich meinen Freund in die heiße Erde des kleinen Friedhofs. Am 9. Januar 1925 waren meine 60 Monate Zuchthaus verlassen, die Grube, in der ich mich lebend begraben gemüht, tat sich auf. Nun mußte ich aber, da ich inzwischen aus Frankreich ausgewiesen worden war, binnen 21 Tagen auf eigene Kosten den französischen Boden verlassen. So will es das Geleht. Die Präfektur in Algier, an die ich mich wegen meiner Ueberführung an die Grenze wandte, peiste mich mit der Vorlesung des bezüglichen Gesetzesparagrafen ab, fügte aber hinzu, daß ich, um weiterzukommen, ja in die Fremde n e a i o n ein-treten könne. Ich verzichtete, und auch ohne französische Hilfe gelang es mir endlich, deutschen Heimatsboden zu erreichen.

○

Aus Welt und Wissen

Der Kriegsschauplatz um die Chinesische Mauer. Die letzten großen Kämpfe im chinesischen Bürgerkrieg haben um die altberühmte Mauer herum stattgefunden, und das ehrwürdige alte Bauwerk wurde zum Schauplatz einer Kriegsführung, wie sie in ihrer schlahtenreichen Geschichte noch nicht vorgekommen. Nach den Berichten wurden dabei nicht nur schwere Artillerie und Maschinengewehre verwendet, sondern auch elektrisch geladene Drahtverbände waren gegen die Angreifer angelegt, und die Flugzeuge des Marschalls Chiang trugen einen großen Teil zu dem Sieg bei, den er über die Armee des Generals Wu errang. Von solchen Waffen haben sich freilich die chinesischen Herrscher nichts träumen lassen, die vor mehr als 2000 Jahren die Große Mauer erbauten und zu einem der Bestmunder machten. Die Mauer soll im 3. vorchristlichen Jahrhundert von dem Kaiser Schi Huang-ti zum Schutz gegen die Einfälle der Tartaren aus Mittelasien erbaut worden sein. Obwohl sie im Laufe der Jahrhunderte durch den Ansturm der Elemente und durch Erdbeben schwer litt, befindet sie sich doch selbst heute noch an vielen Stellen in einem Zustand guter Erhaltung, denn sie ist von Zeit zu Zeit, zuletzt unter der Ming-Dynastie im 14. Jahrhundert wiederhergestellt worden. Die große Mauer beginnt bei Schanghaihwan am Golf von Tiao-lung, klettert dann die hohe Gebirgskette empor und wendet sich westwärts, wobei sie Peking halb umschließt; sie überbrückt den P-fau-Paß, etwa 60 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, und verläuft dann nach Westen und endet in der Stadt Haiy-tu in der Provinz Kansu, fast 2000 Kilometer von Schanghaihwan entfernt. Es gibt aber viele Abzweigungen von der Hauptmauer, die zum Teil spätern Ursprungs sind und von spätern Herrschern hinzugefügt wurden, um die Befestigungen zu verstärken. Nur selten laufen die Mauern in gerader Richtung von Punkt zu Punkt, sondern sie lehnen sich an das Gelände an, bevorzugen die unzugänglichsten Felsen und die steilsten Vorsprünge in den Gebirgen, um den Angriff so schwierig wie möglich zu machen. Mit diesen Umwegen und Abzweigungen hat die Große Mauer eine Ausdehnung, die man auf fast 4000 Kilometer abgeschätzt hat; sie soll in zehn Jahren, und zwar von 300000 Arbeitern erbaut worden sein, dürfte aber viel länger in Anspruch genommen haben. Auf dem Kantau-Paß ist die Mauer an der Basis 25 Fuß breit und 15 Fuß an der Spitze. Auf der Mauer befinden sich gepflasterte Wege, die die Truppen benutzen, wenn sie sich hinter den Schießscharten aufstellen, die noch darüber angebracht sind. Überall ist die Mauer mit solchen Wehrtürmen und Schießscharten versehen; in unregelmäßigen Abständen betonen mächtige Wachtürme den Bau. Aber diese erstaunliche und bewundernswürdige Verteidigungsanlage ist natürlich heute vollkommen veraltet und steht nur noch als ehrwürdiges Denkmal ferner Vergangenheit unergründet inmitten der so ganz andersartigen Schlachten, die heute ausgefochten werden.

Der Hungertod in der Opiumprovinz. Graunige Bilder von dem Elend, das in gewissen Teilen Chinas herrscht, entwarf ein Redner auf dem Kongress der chinesischen Innenmission, der sich zur Feier ihres 50jährigen Bestehens in London versammelt hat. Der australische Missionar Dr. Olsen, der lange in der Provinz Kweichow gewirkt hat, erzählte, daß tausende von Familien dem Hungertod verfallen sind, denn sie in der dumpfen Veräbung des Opiumrausches entgegengehen. „Dritte zerstörte einen großen Teil der Reisernte in Kweichow im vergangenen Sommer,“ sagte er. „Dann legten die Soldaten von Yunnan über die Provinz, jagten das Volk aus und zerstörten viel. Sie legten die Regierung lahm und bemächtigten sich alles Geldes. Ein Schreckensregiment herrschte. Räuber besetzten die kleineren Städte und durchzogen das ganze Land. Aber selbst unter diesen traurigsten Umständen hätte die Bevölkerung, wenn sie Getreide und Reis gefäß hätte, sich noch retten können; statt dessen aber pflanzten sie Mohu, denn Opium ist der Lebensnerv von Kweichow. Dadurch erst wird das Nektarwerk so schwierig gemacht. Jedes Haus in dieser Opiumprovinz ist eine Opiumhöhle, und wenn man den Leuten Geld gibt, muß man damit rechnen, daß die meisten sich